

GEORG BRAULIK OSB

Leiden an Gott – Leiden mit Gott

Lohnt es sich, einer Berufung Gottes Folge zu leisten?

*Wie man ein Mädchen verführt,
so hast du mich verführt, o Gott –
und ich habe mich verführen lassen.*

*Wie ein gewalttätiger Mensch,
so hast du mich gepackt
und hast mich überwältigt.*

*Jetzt bin ich für alle zum Gespött geworden,
sie amüsieren sich jeden Tag über mich.*

*Ich kann den Mund nicht mehr auftun, ohne zu schreien,
ohne laut zu rufen: „Gewalt, Bedrückung!“*

*Das ist Gottes Wort –
es bringt mich täglich neu ins Gerede der Zufriedenen
und isoliert mich von allen.*

*Da habe ich mir gesagt:
„Ich will nicht mehr an ihn denken
und will seine Botschaft nicht mehr ausrichten.“*

*Aber da brannte in mir etwas auf wie ein Feuer,
drinnen in meinem Leib.
Vergeblich habe ich versucht, es einzudämmen:
Ich konnte es nicht.*

Jeremia 20, 7–9 (Übers. N. Lohfink SJ)

Versuchen wir uns zu erinnern: Gab es in unserem Leben nicht eine Stunde, in der Gott für uns ganz persönlich Bedeutung gewonnen hat? In der mir aufging, daß an ihn glauben jetzt hieß: sich auch für ihn engagieren? Die Entscheidung – etwa zum Theologiestudium, zum Eintritt in eine Ordensgemeinschaft oder ins Priesterseminar – mag vielleicht nicht leicht getroffen oder unbehindert verwirklicht worden sein. Und doch: Wo immer einer den Ballast seiner Vorbehalte abwirft und sich ehrlich für Gott entschließt, wird er innerlich frei. Etwas in ihm beginnt zu leuchten, ihn einfach froh zu machen. Ja, Gott kann faszinieren und begeistern. Er versteht es, Menschen zu umwerben, sie für sich zu gewinnen, in ein Abenteuer, in den Aufbruch aus vertrauten Sicherheiten zu locken. Wer weiß schließlich, worauf er sich einläßt,

wenn er dieser inneren Stimme nachgibt, wenn er dem Ruf Gottes nachfolgt?

Von Gott verführt

Trotz aller Ungewißheit der Zukunft träumen wir doch alle davon, ein solcher Einsatz würde sich einmal bezahlt machen. Ich meine nicht in klingender Münze – da ist anderswo sicher mehr zu holen –, sondern in den Erfolgen, die unserem Mühen um den Glauben der Menschen doch beschieden sein werden. Wir haben da meist recht konkrete Vorstellungen. Wir denken an gekonnten Unterricht und gelungene Jugendpastoral. Wir erhoffen Gottesdienste, durch die eine lebendige Gemeinde entsteht. Wir rechnen damit, daß unsere Sozialarbeit doch ein Stückchen Welt verändern kann. So sind wir bereit, uns dieses Engagement für Gottes Sache etwas kosten zu

lassen. Letztlich hängt ja auch der Sinn unseres Lebens daran. Tatsächlich ist es gut, mit wehenden Fahnen zu Gott überzulaufen; es ist gut, das Ziel hoch zu stecken. Was aber, wenn Zeiten kommen, wo der Unterricht nur durchschnittlich ausfällt und Ärger bringt? Wenn die Pfarrjugend enttäuscht ist und ausbleibt? Wenn die moderne Gestaltung der Liturgie auf Vorurteile, ja spürbaren Widerstand stößt und auch die Predigten nichts zu ändern vermögen? Wenn das soziale Elend des Nachbarn trotz zahlreicher Appelle die Kirchenchristen letztlich kalt läßt? Wenn Vorgesetzte geistig unbeweglich bleiben, Kollegen innerlich emigriert sind oder sich resigniert mit allem abgefunden haben? Wenn also der Enthusiasmus des Anfangs ernüchert wird und die einstigen Feuerideen nicht mehr zünden wollen? Wenn man auch selbst als „Neuerer“ und „Unruhestifter“ abgelehnt, zum „Gschaftlhuber“ abgestempelt, als religiöser Schwärmer belächelt wird, in jedem Fall aber in eine gewisse Isolierung gerät? Dann kann der eigene Weg fraglich werden. Zweifel melden sich, Selbstvorwürfe, Klagen – hoffentlich auch vor Gott: „Ich habe mich doch wirklich eingesetzt, habe es gut gemeint und alles gegeben, was ich hatte. Ich stehe an der Grenze meiner Belastbarkeit. Aber Du hast mir nicht weitergeholfen. Immer wieder muß ich Mißerfolge einstecken. Einmal war ich mir Deiner so sicher. Aber jetzt – wo bist Du jetzt?“ Nur wer sich so weit von Gott hat „verführen“ lassen, wer nicht schon zuvor aus Angst vor solchen Möglichkeiten sich auf ausgetretene und besser gesicherte Wege zurückgezogen oder überhaupt seinen Dienst quittiert hat, nur der kann die Empörung und den Schmerz ahnen, aus dem die oben zitierten Worte des Propheten Jeremia kommen.

Erfolg ist kein Name Gottes

Jeremia hat seinen Gott als jemand erlebt, der sein Leben voll in Beschlag nimmt. Der Umgang mit dem Wort Gottes verändert ihn, läßt ihn allmählich einsam werden. Denn die Botschaft, die er auszurichten hat, bringt ihn in Widerspruch zu modernen Heilsideologien, die den Weltanschauungsmarkt damals beherrschten. Die Ablehnung gerade durch die Menschen, für die er alles geopfert hat, zermürbt ihn. Dann aber wird ihm bestürzend bewußt: In dieser fast unerträglich belastenden Situation scheint auch Gott ihn zu verlassen. Mit ihm verliert er den einzigen Rückhalt, an den er sich bisher noch klammern konnte. Solch dunkle Existenznot treibt Jeremia zu leidenschaftlichen Vorwürfen Gott gegenüber. In einem seiner Gebete sagt er, Gott sei ihm zu einem unzuverlässigen Bach geworden, einem Wadi in der Wüste, dessen Wasser versiegt ist. Gott ist für ihn unberechenbar geworden, ist ihm ausgetrocknet. In der oben angeführten Klage denkt Jeremia zurück an das Erlebnis seiner Berufung. Wie ein Liebhaber sein Mädchen, so hatte

Gott ihn zunächst beschwätzt und dann sitzenlassen. Die Lust, die er da verspürte, sollte ihn zur Selbstpreisgabe verlocken, auf die nun die Schande gefolgt war. Gott hatte ihn, arglos, jung und unerfahren wie er war, nicht nur betört, sondern auch mit seiner Übermacht erobert. Er hatte ihn zu einer Sendung vergewaltigt, von der er höchstens ahnte, wohin sie ihn nun geführt hatte. *Geh nur, wohin ich dich sende, rede nur, was ich dir auftrage. Fürchte dich nicht – ich bin mit dir!* – so hatte er Gottes Stimme in der Stunde seiner Berufung verstanden. Stand Gott jetzt nicht mehr zu seinem Versprechen? *Fanden sich Worte von dir, dann verschlang ich sie. Dein Wort war mir Glück und Herzensfreude!* Wie ein Hungeriger gierig nach jeder Nahrung greift, weil er nur so sich am Leben erhalten kann, so hatte Jeremia sich alles einverleibt, was Gott ihm hatte zukommen lassen, weil es Sättigung und Erfüllung seines Lebens bedeutete. Was aber war aus alledem geworden? Jeremia kennt sich nicht mehr aus. Er hatte sich an Gott festgemacht. Aber gerade diesem Festmachen hat Gott sich nun entzogen. So leidet er an Gott, an der enttäuschenden Erfahrung der Unbegreiflichkeit Gottes.

Dazu kommen die erschütternden Erfahrungen Jeremias mit den Menschen, die er Gott ebenfalls vorhält. Nicht nur der Person des Propheten gilt ja das Gelächter der Menge; auch seine Botschaft wird in den Gassen von Jerusalem zu Tode gegrinst. Kein Wunder übrigens, daß man ihn nicht ernst nimmt: Vertreten doch andere zu Unrecht, wie sich freilich später, zu spät herausstellte mit der gleichen religiösen Überzeugung genau das Gegenteil von Jeremia. Warum aber sollte man ihm mehr glauben, wenn doch keine seiner Katastrophenansagen bisher ein getroffen war, die Wirklichkeit also seine Schwarzmalerei Lügenstrafte? So wird Jeremia zum Prügelknaben seiner Zeitgenossen, wenn er die Mißstände der Gegenwart – Gewalt und Bedrückung in aller Öffentlichkeit anprangert. Beruft er sich auf Offenbarungen Gottes, hält man ihn für anmaßend und lebensfremd. Jeremia war bereit, der Sache Gottes zu dienen. Er wollte nicht kapitulieren vor Spott und Unglauben. Er wollte nicht tatenlos den Dingen einfach ihren Lauf lassen, wollte unmißverständlich warnen und bessere Wege aufzeigen. Das Ergebnis seines Mühens: Er kommt ins Gerede, aber niemand hört auf ihn. Man möchte mit ihm nichts mehr zu tun haben. Er wird zum Außenseiter, ja zu einer Witzfigur. So führen die enttäuschenden Erfahrungen mit Gott und die bitteren Erfahrungen mit seinen Mitmenschen schließlich zu den quälenden Erfahrungen mit sich selbst. Von Seiten Gottes hat Jeremia Sicherheit erwartet und muß Ungeborgenheit erleben. Von Seiten der Mitmenschen hat er Achtung und Anerkennung erhofft und muß Verachtung und Verkennen einstecken. Auf sich selbst zurückgeworfen und wundgerieben an seiner Erfolglosigkeit will Jeremia nun aufgeben. Er will Gott aus seinem Denken auslöschen und ihm den Gehorsam aufkündigen. Er will schweigen und Schluß machen mit seinem Beruf. Endlich nur noch Mensch unter Menschen sein, ganz gewöhnlich wie jeder andere. Jeremia muß tatsächlich versucht haben, sich in trotziger Schwermut von Gott abzuwenden. Da aber erfährt er die Berufungszusage

Gottes, das „ich bin mit dir“, auf eine neue Weise: Er kann Gott nicht abschütteln. Gott steht nicht wie eine fremde Macht über ihm, so daß er durch ein Absetzmanöver entfliehen könnte. Er ist vielmehr die Mitte seiner Existenz, ist Feuer in seinem Herzen. Sich von Gott losreißen müßte ihn also selbst zerreißen. Hätte Jeremia die Botschaft Gottes länger bei sich behalten, er wäre innerlich ausgebrannt. So wendet er sich in seiner Verzweiflung erneut Gott zu. Mit einem an Blasphemie grenzenden Freimut gesteht er die Unmöglichkeit, der Gewalt seiner Berufung durch Gott weiter Widerstand zu leisten. In diesem fast todesmatten Bekenntnis vor dem Gott, an dem er leidet, klingt aber zugleich der Wille auf, mit diesem Gott auch in der Zeit seelischer Dürre durchzuhalten.

Apathie gegen Gottes Sympathie

Wo aber lag die Ursache jener seelischen Spannung, die Jeremia meinte, nicht mehr ertragen zu können? War Jeremia, ein von Natur aus empfindsamer und zurückhaltender Mensch, dem Auftreten in der Öffentlichkeit und den harten Auseinandersetzungen mit allen Schichten und Institutionen seines Volkes nicht gewachsen? Fiel es dem freude- und liebesuchenden Herzen Jeremias, das sich danach sehnte, allen zu helfen und von allen verstanden zu werden, eben zu schwer, verkannt und abgelehnt zu werden? Mußte Jeremia also scheitern, weil seine menschliche Veranlagung sich nicht in sein Amt einfügen konnte, das Humanum sich dem göttlichen Auftrag gegenüber selbständig verhielt, ja sich leidenschaftlich gegen den Zwang aufbäumte, seinem Vaterland Gottes Gericht anzukündigen?

Aber rang nicht auch Gott um das Heil seines Volkes? Sehnte nicht auch Gott sich nach der Liebe und Jugendtreue seiner Braut Israel? Hatten sich nicht viele Gläubige auch Gott gegenüber so sehr entfremdet, daß sie seine Worte nicht mehr erkannten und annahmen? War nicht auch Gott von Schmerz zerrissen, daß er den Seinen eine Strafe vernichtenden Ausmaßes ankündigen mußte? Was also Jeremia widerfuhr, das war zuvor schon Gott selbst widerfahren.

Der seelische Kampf des Propheten, der verkündigend und fürbitend zugunsten seines Volkes wirkt und doch aus seiner Gemeinschaft verbannt leben muß, der an Gott hängt und doch vereinsamt, dieser zerreißen Widerstreit hat seine Entsprechung im Widerstreit des göttlichen Herzens. Der innere Konflikt, in dem ein von Gott Gesandter durch seinen Auftrag hineingerät, ist Abbild jenes Konfliktes, in dem Gott an seinem Volk und zugleich mit ihm leidet. Jeremia muß scheitern, wenn er dieser Leidensgemeinschaft, der Sympathie – dem Mit-Leiden – Gottes, in Apathie – in Leidenslosigkeit – entkommen möchte.

Zwar zieht sich das angesagte Zornesgewitter über den Tummelplätzen des Unrechtes bereits zusammen. Wer jedoch die Unheilswarnungen ernst nimmt, wer die Gnadenfrist nützt und umkehrt, kann sich vor der Katastrophe noch retten. Dieses jahrzehntelange Zuwarten Gottes aber stellt die Geduld seines Propheten auf eine harte Probe. Geht es doch nicht nur um die Rechtfertigung Gottes, der mit der Wahrheit seines Wortes auf dem Spiel steht, solange die Drohung nicht eingetroffen und damit der Tatsachenbeweis erbracht worden war. Es geht auch um die Rechtfertigung Jeremias, der mit dem Anspruch auftritt, Gottes Wort auszurichten, aber durch den Aufschub des Verhängnisses in den Augen der Menschen diskreditiert wird. Zapfelnd in dieser schier endlosen Spannung beginnt Jeremia, selbst an der Zuverlässigkeit Gottes und seines Wortes irre zu werden. Die Bilder vom Trugbach und vom Verführer haben hier ihren Ort. Jeremias Scheitern liegt also nicht darin, daß Menschlichkeit und Amt sich nicht vereinen ließen, sondern daß sein eigener Glaube ermüdet und jene Spannung nicht mehr durchhalten mag. „Nicht das Humanum streitet gegen den Prophetenberuf, sondern der Glaubensverlust des Jeremia“ (U. Mauser).

Gott ist anders

Jeremias Glaubensnot verstummte freilich nicht in der Leugnung Gottes, sondern äußerte sich im (an)klagenden Bekenntnis. Wir erschrecken viel-

leicht darüber, daß ein Prophet seinen Gott beschuldigt, er habe ihn wie ein Verführer sein Mädchen überlistet, vergewaltigt und dann verlassen. Aber je begeisterter und selbstloser der Einsatz für Gott ist, desto tiefer greift wohl auch die Ernüchterung über den sich verborgenden Gott. Solche Enttäuschung über Gott ist nicht nur bei Jeremia zu finden. Auch Elija unter dem Ginsterstrauch hat sie erlebt, Ijob am Abfallhaufen und Jesus am Kreuz. Schon zur Zeit Jesu lag es offenbar nahe, die Linie von Jeremia zu Christus ausziehen. Denn Matthäus berichtet, daß die Jünger auf Jesu Frage, wofür ihn die Leute hielten, unter anderem antworteten: manche hielten ihn für den wiedergekommenen Jeremia. Das Evangelium erzählt uns diese Begebenheit unmittelbar vor der ersten Leidensankündigung. Vielleicht verstehen wir aus dem Bezug zur Klage Jeremias auch die Worte Jesu am Kreuz besser: *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!* Bei Taufe und Sendung Jesu erklärte ihm die Stimme seines göttlichen Vaters: *Du bist mein geliebter Sohn!* Bei seinem Tod bleibt der Himmel schweigend verschlossen. Jesus, dessen Lebensinhalt die Nähe des Gottesreiches war, erfährt gerade am Kreuz die Ferne Gottes. Wie zuvor Jeremia ist auch er der Lächerlichkeit und Ohnmacht preisgegeben. Dort wie da ist aber der Schrei äußerster Verlassenheit kein „Los von Gott“. Die Finsternis, die in der Kreuzigungsstunde weltweit geworden ist, wird durchdrungen vom Klageruf Jesu zu dem, der trotz allem *sein* Gott bleibt. Denn wer glaubt, der wagt sein Leben auf einen Gott zu setzen, der als der Offenbarende dennoch der Verborgene bleibt; der sein Geheimnis nur soweit enthüllt, daß die von ihm Berufenen und Gesandten zwar seine Botschaft weitersagen, sein Wirken aber oft erst im nachhinein als sinnvoll begreifen können. Wer glaubt, dem muß es genügen, daß Gott sich ihm als *sein* Gott zugesagt hat. Das Schweigen des scheinbar ohnmächtigen Gottes gegenüber Jeremia, das Schweigen des scheinbar abwesenden Vaters Jesu Christi ist nämlich kein Beweis ihrer Gottverlassenheit. Die Auferweckung ist das

letzte, das endgültige Ja Gottes zu dem Menschen, der sich ausspannen läßt zwischen Himmel und Erde.

Unter der Last Gottes

Aber müssen wir Normalverbraucher wirklich so weit gehen wie Jeremia und Jesus? Kann man das von uns verlangen? Schließlich sind wir doch weder Propheten noch Söhne Gottes. Oder doch? Wir alle sind Christen. Wir alle sind Boten und Kinder Gottes. Wer zum Christsein berufen ist, ist damit auch gesendet. Wem Gott zum Vater geworden ist, der hat viele Schwestern und Brüder. Niemand empfängt das Wort Gottes ohne die Verpflichtung, es weiterzugeben. *Wenn ich das Evangelium verkünde, kann ich mich deswegen nicht rühmen*, schreibt Paulus, *ein Zwang liegt auf mir. Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde. Es steht mir nicht frei. Es ist ein Dienst, der mir anvertraut wurde*. Anders als beim Funktionär beschlagnahmt der Ruf Gottes zum Ausrichten der guten (nicht immer „frohen“) Nachricht den Menschen bis in seine letzten Tiefen und wandelt ihn um. Werden wir – trotz all der beglückenden Erfahrungen im Umgang mit anderen, denen wir den Sinn und Weg ihres Lebens erschließen dürfen –, werden wir also ganz ohne Konfliktsituationen auskommen? Die Botschaft, die uns schon auf Grund unseres Glaubens auftragen ist, wird jedenfalls auf Widerspruch oder Gleichgültigkeit stoßen, wird in Frage oder Abrede gestellt werden. Kirche mit dem Angebot Gottes wird – trotz ihrer ständigen Erneuerungsbedürftigkeit – letztlich diffamiert und erledigt, weil sie ein egozentrisches Glücksuchen der Menschen nicht befriedigen, sich nicht auf bloß vordergründige Zeitinteressen beschränken darf. Jeremia wie Jesus mußten zum Umdenken, zur Umkehr auffordern. Beide haben nicht nach dem Geschmack all ihrer Zeitgenossen geredet. So gesehen waren sie nicht Echo menschlicher Bedürfnisse, sondern Mund Gottes. So wurde ihr Leben bestimmt von der Sympathie für Gottes Wort, vom Mitleiden der Passion Gottes für den Menschen. Daher nochmals die Frage: Ob uns ihr Schicksal ganz erspart bleiben wird? Dürfen wir

also in unserem Wirken, vor allem in einem kirchlichen Beruf, nur mit sichtbarem Erfolg rechnen? Werden wir Gott nur als beseelende Freude und bergende Nähe erfahren? Werden wir uns nicht auch manchmal an Gott wundreiben und unter seiner Last zusammenbrechen? Nur ein Götze verspricht den Himmel schon auf Erden. Aber Gott, der nicht das „Machwerk unserer Hände“ ist, nicht die Projektion unserer eigenen Sehnsüchte und Hoffnungen, dieser Gott mutet uns einen Weg zu, auf dem es auch Durststrecken gibt; ein Wachsen, bei dem ein Austrocknen und Absterben mancher Zweige notwendig ist, damit der Stamm selbst sich um so besser entwickeln kann.

Existenzielle Verkündigung

Gott weiß – vielleicht nur er –, warum er jeden, den er zum Glauben berufen und damit auch gesendet hat, irgendwann einmal, vielleicht sogar ziemlich lange, in die Erfolglosigkeit und Finsternis hineinführt. Wohl nicht zuletzt auch deshalb, damit wir nicht mehr uns selbst verkündigen, sondern Gott. Alles Reden und Handeln im Namen Gottes steht ja in der unheimlichen Versuchung, sich selbst zum Mittelpunkt zu machen, stolz und selbstgefällig zu werden; nicht mehr Gott, sondern vor allem sich selbst zu suchen und letztlich dem eigenen Vorteil zudienen. Für die Talentierten, die etwas weiterbringen und denen etwas gelingt, ist diese Versuchung wohl am allergrößten. Ihr nachzugeben, würde letztlich alles

vergiften. So will Gott selbst zur Reife weiterhelfen. *Nur wenn das Weizenkorn stirbt, bringt es reiche Frucht*. Wenn Gott sich aus der unmittelbaren Erfahrung zurückzieht und man lernen muß, Gott um seinetwillen zu lieben, ihm ohne spürbares geistliches Entgelt zu dienen, entsteht der reinste und reifste Glaube.

Man kann Gott nicht entkommen – das ist schrecklich und tröstlich zugleich. Haben wir also keine Angst vor zeitweiligen Mißerfolgen und Enttäuschungen. Es lohnt sich, dranzubleiben, mit Gott zu sprechen, weil er sich uns versprochen hat. Gott läßt keinen, der sich müht, umsonst arbeiten. Er arbeitet auch an uns. Die eigentlichen Erfolge finden zumeist nicht dort statt, wo uns applaudiert wird, sondern dort, wo wir trotz allem ausgehalten haben. Wo Gott geschwiegen und wir trotzdem geglaubt haben. Wo unsere Berufung zutiefst in Frage gestellt wurde und wir ihr trotzdem treu geblieben sind. Jeremia und Jesus sind uns Garanten dafür. Wenn uns ihr Leiden an Gott, ihre intime Klage überliefert worden ist, dann um des tieferen Sinnes willen, der darin liegt: Auch ich soll mich von Gott verführen lassen, auch ich soll mich von Gott überwältigen lassen – zu einem Leiden mit Gott. Dann bleibt er bis an den äußersten Rand des Lebens auch *mein* Gott.

Die ursprüngliche Form einer Predigt vor Theologiestudenten wurde beibehalten.

Übersetzung und Gebet von N. Lohfink SJ sind seinem Buch „Hinter den Dingen ein Gott“ (Herder, Freiburg 1979) entnommen.

*Ich habe viel geträumt, mein Gott.
Nicht nur für mich – daß ich es schön haben wollte.
Auch für die andern:
Ich wollte dabei sein, wenn wir die Welt verändern.*

*Die Zukunft bleibt wichtig.
Aber ich kann dich die Zukunft denken lassen.
Mir genügt es, mir deine Träume anzueignen.
Nur muß ich bei dir sein
in meinem Jetzt am Rande des Nichtmehr von gestern,
des Nochnicht von morgen.*

*Bei dir allein.
Dann hab ich genug.
Du bist schon mein übergroßer Lohn!*

(N. Lohfink SJ)